

Inhalt

Band I

| | |
|--|-----|
| Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr! | 7 |
| Basel | 19 |
| Schul- und Religionszustand in Basel | 38 |
| Arlesheim | 48 |
| Reise nach Solothurn | 53 |
| Bern | 59 |
| Reise nach der Insel St-Pierre und nach Pierre Pertuis | 87 |
| Reise von Bern nach dem Genfersee | 104 |
| Anmerkungen | 136 |

Band II

| | |
|---|-----|
| Reise von Thun nach den Gletschern | 7 |
| Reise von Thun nach Luzern | 83 |
| Fahrt von Immensee am Rigi nach Zug | 103 |
| Landstrasse nach Zürich | 109 |
| Schaffhausen | 132 |
| Reise nach Basel | 141 |
| Karl Spazier – Leben und Werk..... | 145 |
| Anmerkungen | 161 |

Es war nach einer schönen warmen Sommernacht, die wir – der Graf M., der dänische Dichter B. und ich – der schrecklichen Unruhen wegen im Elsass durchgefahren waren, als ich mit Tagesanbruch die bläuliche Bergkette des ehrwürdigen Jura erblickte, der oberhalb Basel sich anhebt, in zunehmender Grösse sich bis Genf erstreckt, dort von der Rhone unterbrochen sich wieder mit den Gebirgen Savoyens vereinigt und bis nach Lyon hinabläuft. Zur Linken lag der schauerliche Schwarzwald, wie in einem langen schweren Morgenschlummer. Rechts dehnten sich die Vogesen, wie ein halb erwachter Riesenkörper sich dehnt. Ringsherum feierte die Natur in ernster Stille den Verlust des hingeschiedenen Tages und harrte in dumpfer Erwartung des neugeborenen Sommermorgens. Meine Seele war innig gerührt, in meinem Auge schwamm eine Träne der süssesten Wehmut und mein Blick, den die Schöne des reichen segensvollen Landes, das uns umgab, alle Augenblicke aufhalten wollte, starrte der lang ersehnten Schweizergrenze zu. Nie wüsste ich, von grösseren religiösen Gefühlen durchdrungen gewesen zu sein, als an jenem, mir unvergesslichen Morgen der süssen Ahnung und des stillen Naturgenusses.

Keiner von uns sprach ein Wort. B., der tiefühlende und scharfsinnige Dichter, der mit geübtem Auge alles Schöne überschaut, und zu allem ein volles, überschwänglich gutes Herz mitbringt, aber gern still in seiner eigenen Seele lebt. M., der hochherzige Freund und biedere, aber rasch aufbrausende Feuergeist, dem nichts Grosses zu gross, nichts Edles zu edel ist – beide sassen in sich selbst geschmiegt und unmitteilbar da, dachten und empfanden, bis unser aller Herzen vom Druck der Empfindungen entlastet, in lautem Jubel überwallten. «Siehst du den Jura? – bald in der Schweiz!», so rief einer dem andern zu. Mit verdoppelter Kraft schlossen wir einander in die Arme. Wir wollten vereint bleiben, und Freude und Beschwerden bis auf den letzten Augenblick teilen. So dachten wir. Aber innige Vereinigung grenzt oft sehr nahe an

Trennung, und ehe wir es uns versehen, scheidet die nächste Strasse den Freund vom Freunde.

Bis Basel nur blieben wir vereint, und von nun an kann ich, wo ich erzählen muss, bloss meine eigene Person einmischen, welches jedoch so selten als möglich geschehen soll. Ich gehe sogleich zu einer Reihe Bemerkungen von Basel über, die etwas weitläufig ausfallen werden, da ich hier meines längeren Aufenthaltes wegen, zu beobachten und Erfahrungen einzusammeln, mehr als anderwärts Gelegenheit gefunden habe.

Basel

Die Natur macht keine Vorreden, sonst würde ich Basel mit seinen Gegenden die Vorrede zur Schweiz nennen, oder besser, einen gedrängten Auszug derselben. Denn in der Tat hat hier die Natur das Erhabene und Sanfte, das Einfache und Mannigfaltige, das in den übrigen Teilen der Schweiz ins Grosse und bisweilen ins Schreckhafte ausgemalt und kräftiger ausgearbeitet ist, in ein anmutiges Miniaturgemälde verschmelzt. Es ist in der schönen weiten Aussicht, die man hat, wenn man vom Elsass nach Basel kommt, so ungemein viel Haltung, so viel Frisches und Kräftiges, dass die Seele ein herrliches Vergnügen in dem Überblick des reichen, weit ausgebreiteten Teppichs empfindet. In dieser nur von Hügeln durchschnittenen Vorebene, in welcher Basel liegt, – die nur gegen Mitternacht [Norden] offen, auf der deutschen Seite aber durch die ungeheure Bergkette des Schwarzwaldes, so wie auf der französischen durch den Anfang der Vogesen eingeschlossen ist, die sich auf sechzig Stunden weit zwischen Elsass und Lothringen nach Mitternacht hinziehen – herrscht nicht jene überlästige Mattheit der unübersehbaren Ebene, die wie ein langweiliges Gespräch eines faden Glattzünglers ermüdet und einschläfert.

Die Weite und Ausdehnung, die die Seele zugleich mit ausspannt, ist mit schwellenden Berghöhen und anmutigen Vertiefungen angefüllt. Alle die Waldungen des ernsten Jura in ihrem vielfachen Grün, die anlockenden Täler und Weinberge, die vielen zusammengedrängten Ortschaften und benutzten Anlagen, die hin und wieder zerstreuten Ruinen alter Besitzungen aus der grauen Vorzeit, und der majestätische Rhein, der sich kaum von dem schrecklichen Sturz bei Schaffhausen erholt zu haben scheint – alles das gibt dem Ganzen Kraft und Bestimmtheit und dem Auge noch beim Ausruhen angenehme Unterhaltung. Die grosse Stadt, die am Jura hart

angelehnt gleichsam ihre Arme längs dem Gebirge ausstreckt und gastfreundlich gegen Frankreich und Deutschland ausbreitet, und die Landhäuser und Gärten der begüterten Basler, die rund umher zerstreut liegen, machen die Aussicht noch frischer und lebendiger. Man kann keine schönere Aussicht denken als die, wenn man an einem schönen Sommerabend, wenn schon die brennende Abendröte das liebliche Blau des Himmels trinkt, auf einer kleinen Anhöhe vor Basel, gegen Hüningen oder St-Louis steht, und seinen Blick auf die ganze reiche Gegend abschweifen lässt.

Ich bin weder in der Lage noch willens mich auf eine Topographie von Basel einzulassen und kann also darüber ganz unbekümmert bleiben, wie viele Gassen und Türme und Plätze diese oft genug beschriebene Stadt enthalten mag. Indessen kann ich doch, der Verunglimpfungen wegen, die sie in Absicht ihres Äusseren von einigen Reisebeschreibern hat erfahren müssen, nicht unbemerkt lassen, dass sie bei weitem hübscher ist, als ich mir vorgestellt habe. Der Rhein und die Birs, welche die Stadt in der Mitte durchströmen, machen sogar einige Gegenden derselben schön. Nur Schade, dass man vom Rhein die Aussicht gerade nach dem hinteren Teil der Häuser von Gross- und Kleinbasel hat. Mehrere Strassen zeichnen sich, wenngleich nicht durch strenge geradlinige Regelmässigkeit, doch durch hübsche, gleich und gutgebaute Reihen von Häusern aus. Und besonders fällt Grossbasel durch Reinlichkeit ganz angenehm in die Augen. Schade, dass viele Gassen etwas eng zusammengebaut sind, und dass die weit überhängenden Dachgiebel an den alten Häusern das ohnehin sparsam eindringende Tageslicht noch mehr verdunkeln. Die Gegend am Rheinsprung, eine sehr hübsche Reihe von Gebäuden längs dem Rhein, wenn man nach dem Münsterplatz will, – der in der Tat sehr reinlich, nett und symmetrisch ist, und von wo man hinter der schönen gotischen Kirche, von Kaiser Henrich dem zweiten erbaut, eine in allem Betracht herrliche Aussicht hat, – verdient vorzüglich als sehenswert hervorgehoben zu werden. Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker machen den grössten Teil der Einwohner aus. Da diese mehr auf Nutzen und Bequemlichkeit, denn auf Pracht und Geschmacksliebe in der Baukunst zu sehen Ursache haben, über dem sich auch eine alte Stadt nicht wie ein alter Rock umwenden lässt, so kann man über die

gegenwärtige Beschaffenheit derselben in der Tat nicht viel Begründetes sagen.

Eine Hauptsache aber ist und bleibt eine gute Polizei, und eine vernünftige Aufsicht über alles das, was die Gesundheit und das Wohlbsein der Einwohner befördern oder stören, und der Verkehr und das Gewerbe erleichtern oder erschweren kann. Und hieran fehlt es, bis auf die Erleuchtung am Abend, die schlecht genug ist, in Basel gar nicht; ja es ist im Gegenteil für Ruhe und Sicherheit, und für jede andere Art der bürgerlichen Beihilfe, bei Feuersbrünsten und dergleichen auf das genaueste gesorgt. Sogar trifft man in allen Quartieren der Stadt, zumal in den Gegenden, wo wegen der Nähe der Flüsse leicht Unglücksfälle möglich sind, alle Hilfsmittel und Instrumente an, um Verunglückte nach einer gesetzlichen Vorschrift wieder ins Leben zurück zu rufen. Eine Verordnung, die der Einsicht und Denkart des Rats viel Ehre macht.

Aber leider, wie es in allen Fürstenländern herzugehen pflegt, so ist es auch in den sogenannten freieren Staaten, und hier vielleicht noch mehr als dort. Die Ausübung bleibt meilenweit hinter dem guten Willen zurück. Ich kam soeben dazu, als man am Abend einen Arbeitsmann aus dem Wasser zog, der vom Schwindel ergriffen nahe an der Brücke in den Rhein gestürzt war. Sein Retter – warum soll ich den edlen Mann nicht nennen? – war der Diener im Hause des Herrn von Mecheln, der ihm nachgesprungen war und ihn mit eigener Lebensgefahr ergriffen hatte. Man brachte ihn auf die Wache, die dicht dabei ist, beging aber dabei den unverzeihlichen Fehler, ihm in seinen nassen Kleidern in einer kalten Wachstube liegen zu lassen; ja nicht eher als des andern Morgens wurde er in ein Hospital gebracht und vernünftig behandelt². Er überlebte aber diesen Tag nicht mehr. Es tut mir weh, dass ich diesen Vorfall im Gefühl des innigsten Unwillens über diese unverantwortliche Sorglosigkeit hier anführen muss, woran die Herren des Rats freilich sehr unschuldig sein mögen. So geht es aber bei allen schwerfälligen Regierungsarten; man formalisiert wo man realisieren sollte. Zeit geht verloren und schleuniger Entschluss, schleunige Hilfe werden vergebens erwartet.

Was die Volksmenge betrifft, so lässt sich weder vom gesamten Kanton noch von der Stadt eine zuverlässige Zahl angeben, da seit

zehn Jahren keine Tabellen aufgenommen worden sind. Bernet³, der mit grossem Fleiss sehr gute Tabellen über die Schweiz geliefert hat, setzt die Anzahl für den Kanton, der elf Quadratmeilen enthält, auf 37.000 und für die Stadt auf 15.000 Menschen. Der Dictionnaire de la Suisse gibt hingegen nur 10.000 an; auf jeden Fall aber eine Volksmenge, die besonders für diese Stadt, die grösste in der Schweiz, äusserst gering ist. Sie könnte gewiss noch einmal soviel Menschen fassen und bei ihrer vorteilhaften Lage auch vollkommen ernähren, wenn, anderer Ursachen nicht zu gedenken, der Gemeinsinn, welcher Handel treibenden Staaten allemal nachteilig ist, und vermöge dessen Fremdlingen das Bürgerrecht entweder ganz versagt oder merklich erschwert wird, nicht in Basel in aller seiner Strenge ausgeübt würde. So darf zum Beispiel kein Katholik Bürger werden, noch ein Haus kaufen. Höchstens wird ihm gestattet, in Diensten eines Basler Bürgers zu sein. Eine der Hauptursachen der Abnahme der Bürger, worüber man in der Stadt jetzt sehr laut klagt, ist, dass alljährlich sich im Durchschnitt beinahe an zweihundert Bürger in den Kanton verlieren, und sich dort zum Teil anbauen⁴, wogegen bereits ein ernstliches Verbot ergangen sein soll. Wäre Basel volkreicher, so könnte es gewiss von seiner schönen Lage weit mehr Vorteil ziehen. Künste und Gewerbe würden weit mehr blühen, und der Wohlstand würde allgemeiner und in besserer Proportion verteilt sein, als es gegenwärtig ist. So aber trifft man nur einzelne grosse Handelshäuser und Manufakturisten an, und für die grosse und bei weitem wichtigere Mittelklasse, auf welcher die eigentliche Stärke eines Staates beruht, ist nach Verhältnis zu wenig gesorgt.

Bekanntlich bestehen die Hauptprodukte und Handelszweige der Basler aus Getreide, Wein, Spezereien, Wolle- und Seidenzeugnissen, Tüchern, Papier und besonders in Bandmanufakturen, die in der Tat vortrefflich sind, grossen Absatz in fernen Ländern finden und die Konkurrenz im Lande fördern. Man hat mehrere Beschreibungen davon, unter anderem findet sich eine genauere Nachricht davon in des Herrn Professor Meiners Briefen⁵. Ich muss gestehen, der Kunstfleiss, der sich hier äussert, ist erstaunenswert. Nur in Elberfeld und auf der Gemarkung im Bergischen hab ich etwas Ähnliches angetroffen. Man hat mir versichert, dass der

Arbeitslohn, der die Landbewohner von den Bandfabriken in der Stadt verdienen, sich jährlich auf eine halbe Million Gulden belaufen soll. Man hat in diesem Jahr auf den Erfolg der Bandarbeit eine Art von kleiner Steuer gelegt, um einen Fonds zu bekommen, aus welchem ganz alte, verarmte oder kranke Arbeiter unterhalten werden können, falls einmal die Fabriken stocken sollten. Wer für zwölf Batzen verarbeitet hat, dem werden davon zwei Rappen – zehn auf einen Batzen gerechnet – abgezogen, und alle halbe Jahre wird die Büchse von einer Ratsperson geöffnet.

Die höchste Obrigkeit besteht, wie bekannt, aus dem grossen und kleinen Rat. In jenem sollen die wichtigsten Staatsangelegenheiten verhandelt werden, Bündnisse und Verträge geschlossen, Auflagen und Steuern reguliert, Kriegsaufgebote erkannt, Friede geschlossen, die Wahl der Burgermeister, obersten Zunftmeister und Ratsherren, Deputierten, der Stadt- und Ratsschreiber, der Landvogte besetzt, und Bürger angenommen werden usw. Vor diesen gehört alles, was Ehre und Gut der Bürger betrifft, alle Kriminalsachen, die Revision und der Rekurs von dem Stadtgericht, die Ernennung der Pfarrer auf dem Lande, der Assessoren in Gerichten wie auch der übrigen Beamten und Dienstleute. Er versammelt sich gewöhnlich alle Woche, der grössere Rat aber nur monatlich einmal. Man sieht leicht, auf welcher Seite die eigentliche Macht des Staats, oder wenigstens der grösste Einfluss in die Angelegenheiten der Bürger ist. Bei der jetzigen und wahrscheinlich auch wohl künftigen Lage der Dinge haben die auswärtigen Angelegenheiten im Grunde wenig auf sich, und der engere und mächtigere Ausschuss der vornehmern Ratsmitglieder kann Kräfte nach Belieben an sich ziehen, die Promotionen durch Mittel, die in seinen Händen sind, nach Gutbefinden moderieren, und so ungestört nach allen Seiten wirken. Und das ist denn auch wirklich der Fall, wie Leute, die der Sache kundig sind, mit Gewissheit behaupten. Kabalen, Vergrösserungsbegierde, Nepotismus⁶, sichtbare Neigung, sich zu erheben und über alles willkürlich zu herrschen, sind unverkennbare Züge aller engeren aristokratischen Gesellschaften, und die tägliche Erfahrung bestätigt dies auch von den Ratsherren in Basel. Man kann sich nichts Arabeskeres denken, als einen Burgermeister oder Senatoren, wenn er im schwarzen Ornat und einer Paragrafenperücke

sich auf das Rathaus erhebt, oder von verhandelten Staatsgeschäften gewichtiger zurückkommt. Einer meiner Freunde, ein Geistlicher und sehr feiner Mann, machte dem regierenden Bürgermeister in aller Untertänigkeit seine Aufwartung, und der gestrenge Schweizermonarch blies ihn in grobem übermütigen Ton mit der traulichen Frage an: «Was will Er?» Der Mann war aber soeben vom Rathaus gekommen.

Doch sowas sind Nebendinge, wofür der einzelne bessere Mann nun einmal nichts kann. Aber bedeutender als alles, sind die Klagen über den Despotismus des Magistrats, die immer lauter zu werden anfangen. Man höre und beurteile wie man will, juristisch oder moralisch, den einzigen Fall, der sich kurz vor meiner Ankunft ereignet hatte, und von dem jedermann ohne Zurückhaltung, als von einer bekannten Sache, sprach.

Ein Schaffner Namens Thurneisen, hatte seine Stelle die gesetzmässigen zwölf Jahre über mit soviel Ruhm und Zufriedenheit seiner Oberen bekleidet, dass man ihn nach Verlauf dieser Zeit von Obrigkeitwegen ersuchte, sie noch sechs Jahre zu übernehmen. Schriftliche Zeugnisse, die in den Händen der Familie sind, bezeugen dies und noch den Umstand, dass man ihm wegen guter Verwaltung ausser seinem Gehalt sogar noch anderweitige Benefizien hatte zu Gute kommen lassen. Acht Jahre nach seinem Tode sucht sein Nachfolger, der der Untreue beschuldigt wird, seinen Vorgänger mit in die Schuld zu ziehen, und seine Verwandten, die im Kollegium der Haushaltung sitzen, instruieren eine förmliche Klage wegen begangener Untreue. Ob nun gleich die Verwandten des Verstorbenen den guten Namen ihres Veters durch Vorzeigung authentischer Rechnungen juristisch zu beweisen sich bemühen, die von eben demselben Haushaltungskollegium bei seinen Lebzeiten gebilligt und unterschrieben worden waren. So verurteilt demungeachtet die Haushaltung, die, wohl zu merken, zum Teil aus Anklägern bestand, die zugleich seine Richter waren, die Erben zu einer Strafe von hundert neuen Louis d'Or. Schon höchst ungerecht und wider aller Form! Denn auf wessen Seite war die Schuld, wenn nun auch mutmasslich, ja sogar erweislich sein sollte, dass der Verstorbene in der Verwaltung seines Amtes gefehlt habe? Auf seiner oder gar der mitschuldigen Erben, nicht vielmehr augenschein-

lich auf Seiten der nachlässigen Revisoren? Aber noch mehr. Die Erben, die wegen dieses unrechtlichen willkürlichen Verfahrens die Haushaltung vor dem grossen Rat belangen, um Gerechtigkeit und Ehrenerklärung des Verstorbenen ansuchen, sich aber dabei verbindlich machen, aus freiem Willen die verlangte Summe an die Armenkasse zu liefern, werden nicht allein von neuem dahin verurteilt, die zuerkannte Summe als wohlverdiente Strafe zu erlegen, sondern wegen des Frevels (eigener Ausdruck des Rats) ein so ansehnliches Kollegium verklagt zu haben, wird jedem Erben auch noch die Strafe von hundert Kronentalern zuerkannt!

Was empfindet ein Untertan des preussischen Staats dabei, der weiss, dass man in seinem Lande nicht allein ein unteres Gericht vor dem oberen, sondern sogar seinen König förmlich und ungestraft verklagen kann, wie denn dergleichen Fälle unter der Regierung des grossen Königs sich zum Öfteren ereignet haben! Dies ist eine herrliche Sache, um ein Land in welchem freie und gewissenhafte Ausübung der Gerechtigkeit jedem Menschen, sei er, wer er wolle, unverzüglich angedeihen muss. Sollte man es daher nicht wahre Träumerei eines unerfahrenen Kindes Phantasie nennen, in vermeintlich freieren Staaten Freiheit zu suchen? Politischer, rechtlicher, bürgerlicher und religiöser Druck ist ihr eigentümliches Merkmal und nirgends muss die Menschheit mehr von ihren Rechten veräussern, als wenn man viele seinesgleichen mit dem Schwerte der Obergewalt umgürtet, und sie zu Vorstehern und Handhabern gemeinsamer Rechte macht.

Da der Handelsgeist in Basel der herrschende ist, so kann man leicht erachten, dass Künste und Wissenschaften hier nur sehr untergeordnet sind und in dem kälteren Kaufmannsklima eben kein sonderliches Gedeihen haben können; so wie es aus eben der Ursache im Allgemeinen im gesellschaftlichen Umgang ebenso wenig an jenem trockenem Stolz fehlen kann, mit welchem in Handelsorten der Reichere auf den niederen Bürger herabzusehen pflegt. Der Mensch ist nun einmal so: Das alltägliche Gewährwerden der Abhängigkeit vieler Menschen von uns, bringt uns um das so nötige Gleichheitsgefühl. Da nun grosse Kaufleute und Hersteller das Leben und Weben öfters vieler Tausende befördern, so geht es ihnen am Ende wie jedem, den nicht strenge Aufmerksamkeit auf sich

selbst und seine Lebensveränderungen, eine höhere und streng fortgesetzte Kultur des Geistes, und viel fehlgeschlagene Wünsche und Unternehmungen vor jenem Übermut bewahren, zu dem der gemächliche und ungestörte Hinblick auf Superiorität des Standes, der Geburt und der Reichtümer so leicht hinführen. Was unsere bürgerliche Gesellschaft am meisten hindert, dass sie nicht zu der Einheit kommen kann, nach welcher sanftere Übergänge von einer Klasse zur anderen da sein müssen, damit eine schöne Kette formiert werde, woran Glied an Glied sich nachbarlich anreihe – ist die Gewohnheit, die Menschen zu viel und zu gern in Unterabteilungen zu scheiden, und überall, wo man nur kann, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Und – ohne dem an sich sehr respektablen Kaufmannsstande zu nahe zu treten – kann man wohl sagen, dass der Ausschliessungsgeist, die Trennungssucht von anderen Menschen bei keinem Stande häufiger, als bei ihm angetroffen wird. Daher aber auch eine gewisse Härte und Kälte, Unbiegsamkeit, Hang zum Schlendrian und zu verjährter Gewohnheit, Ängstlichkeit in der Religion und in dem Zeremonienwesen hier am auffallendsten sind.

Es sei ferne von mir, dies alles so unbedingt auf die besseren und sehr achtungswürdigen Häuser in Basel anwenden zu wollen. Im Gegenteil muss ich bekennen, dass ich mehrere unter den ersten Kaufleuten kennen gelernt habe, die von Seiten ihres Kopfes und Herzens und in jedem Stück der innern und äussern Ausbildung, die grösste Hochachtung verdienen. In ihrem Hause herrscht, statt Prunk und kindischer Pracht, womit der Mensch nur immer anzufragen pflegt, wenn er sich ein wenig fühlt, gute, weise Ökonomie, Geschmack und hier und da sogar die grösste, feinste Eleganz des gebildeten wohlhabenden Kunstkenners. Für alles Gute und Nützliche, das nach Prüfung ihnen so erscheint, mit anhaltendem Eifer wirksam, verdienen sie die ungeteilte Hochachtung und Liebe ihrer Mitbürger und aller Fremden, die sie näher kennen zu lernen Gelegenheit haben. Besonders drängt mich mein Herz, einigen von ihnen, deren Namen ich nie vergessen werde, hier öffentlich meinen innigsten Dank für ihre so menschenfreundliche und uneigennützigte Beihilfe abzustatten, mit welcher sie sich eines geschätzten Mannes, der mein Freund ist, in seiner Krankheit so tätig angenom-

men haben. Auch gereicht es dem Rat und dem gesamten wohlhabenden Teil der Stadt zu immerwährender Ehre, dass sie über die Pflicht der Menschlichkeit die Konstitutionsgesetze vergassen, und die unglücklichen Judenfamilien, die aus dem Elsass zu ihnen flüchteten, so huldreich zu Hunderten in ihrem Schosse aufnehmen und geraume Zeit hindurch nährten.

Aber mit alle dem kann die Behauptung, dass in Basel der ausschliessende Familiengeist und eine zu grosse Absonderungsliebe noch viel zu sehr herrschen, recht sehr gut bestehen. Man ist für gewisse Tage auf das ganze Jahr und fast für die ganze Lebenszeit engagiert, und Geben und Nehmen wechselt in Familien gesetzmässig miteinander ab. Das muss nun unfehlbar allen freieren Geist stören. Man muss notwendig voneinander Gewohnheiten und Denkweisen annehmen, und gewisse Falten an die Seele drücken, die sich nicht leicht wieder ausglätten lassen. Man lernt sich einander bis zum Ekel auswendig und empfindet und urteilt ebenso gleichförmig, wie man einander den Tee zapft. Daher denn auch ein Fremder, der freiere Gesellschaften kennt und durch Reisen und mannigfaltigen Umgang mit mehreren Klassen, den Menschen im Menschen zu suchen gewohnt ist, in solchen Familienkreisen sich selten an seinem Platz fühlen wird. Er fällt auf, wird nicht verstanden, schief und einseitig beurteilt, weil es seine Art nicht ist, oder er um einer schalen Mahlzeit willen es nicht der Mühe wert hält, auf gängige Lokalmeinungen wie auf allgemeingültige Wechsel zu trassieren. Und noch gut genug kommt er davon, wenn man noch etwas Gutmütigkeit zu seiner Entschuldigung aufspart.

An keinem mir bekannten Orte geschieht dies aber mehr, als in den kleinlichen Städtchen Westfalens, wo man bei aller Bocksbeutelei dennoch Ton und Manier zu haben wähnt. Da wird man erst unter quappeligsten¹³¹ Damen und ratsherrlichen Pedanten gepeinigt, die gleich den steifen Fabrikanten auf holländischen Tabaksbriefen in abgemessenen Kreisen sitzen und die Armseligkeiten des Tages, die politischen Kruditäten des Reichspostreuters¹³², echt lutherische Symbolik, Familienzwise und Weiberdrangsale mit gleichem Ernst und gleicher Feierlichkeit durcheinander werfen. Diese Note, die sich bei dieser schicklichen Gelegenheit nicht gut unterdrücken liess, mögen feinere Leser mir zu verzeihen die Güte haben.